## Nachdenken über das koloniale Erbe

Von Traditionsbewussten wird erwartet, dass sie ein gutes Gedächtnis haben. Von Traditionsbewussten erwarten wir, dass sie sich exakt erinnern. Bei Traditionsbewussten denkt man gerne an uns Appenzeller. Schliesslich haben wir uralte Geheimnisse, mit denen wir werben. Geheimnisse, die wir nicht preisgeben. Sei es die Sulz für den Käse oder das Rezept für den 121-jährigen Appenzeller.

Sehr verehrte Damen und Herren

Die Installation von Cilgia Rageth will, dass wir über unser koloniales Erbe nachdenken. Sie will, dass wir uns der Vergangenheit stellen. Sie will, dass wir über Stereotypen, über Vorurteile, nachdenken. Seien es Autostereotypen oder Heterostereotypen. Also darüber, wie wir uns selber gern sehen und darüber, wie wir von anderen gesehen werden.

In diesem Sinne begrüsse ich Sie alle herzlich, und lade Sie ein innezuhalten und nachzudenken über Geschichten und Geschichte, die Teil von uns allen ist, wenn auch unbewusst oder verdrängt.

Von Traditionsbewussten wird erwartet, dass sie ein gutes Gedächtnis haben. Geht es um Politik, so sieht es anders aus. In politischen Dingen sind wir auch in Innerrhoden unverschämt gut im Vergessen. Das beste Beispiel ist das Frauenstimmrecht. Zwar waren die Innerrhoderinnen die ersten Frauen, die je in der Schweiz einen Nationalrat wählen konnten, aber sie waren gleichzeitig die letzten, die im Kanton mitbestimmen durften. Und das fremdnicht selbstbestimmt.

Was hat das mit «Nachdenken über das Koloniale Erbe zu tun?», fragen Sie sich sicherlich. Und Sie tun das zurecht. Wenigstens auf den ersten Blick. Das Stereotyp vom Innerrhoder als «Hinterwäldler» ist überaus lebendig. Letztmals zeigte sich das am 7. Dezember im Bundeshaus. Dabei wussten Innerrhoder Frauen und Männer ganz genau, dass Bundesratswahlen waren.

Der Blick von aussen ist am bockigen Verhalten der Innerrhoder nicht unschuldig. Stellen Sie sich vor, da stehen die Männer dicht an dicht im Ring, bewaffnet mit dem Degen nur die Weicheier mit der Stimmkarte. Jenseits der Absperrungsseile wird gerufen, was zu tun sei. «Uni, uni, uni» und niemand meinte eine höhere Ausbildung. «Uni» machte Druck auf die Männer, dem Stimmrecht für die Frauen endlich den richtigen Fingerzeig zu geben. Ein Grossteil der Innerrhoder fühlte sich zur Schau gestellt, fühlte sich vorgeführt und stellte sich bockig.

«Nachdenken über das koloniale Erbe» erscheint unter diesem Blickwinkel als vertraute Angelegenheit. Wie sehr müssten wir Innerrhoder die Schwarzen verstehen, die in Zoos ausgestellt wurden?! In meiner Jugend war der Liftboy im Globus in St. Gallen eine Attraktion. Ein veritabler und lebendiger Beweis, dass es Schwarze jenseits der geldsammelnden «N-truppen» in Baströckchen an der Fasnacht tatsächlich gab. Mit dem nickenden «N-kässeli» wurde von uns Geld gesammelt, um damit möglichst viele Heiden zu taufen und vor der ewigen Verdammnis zu retten. Dafür hat man sich guten Gewissens schwarz angemalt. «Blackfacing» vor 60 Jahren – gut gemeint, aus heutiger Sicht klar rassistisch.

Sehr verehrte Damen und Herren, geschätzte Frau Rageth

Innerrhoden hat keine koloniale Vergangenheit. Aber das heisst nicht, dass wir keine tief eingeprägten Stereotypen über die Schwarzen kennen. Im Verdrängen sind wir super. Unser Landespatron, der Heilige Mauritius, ist längst nicht mehr schwarz. Mauritius mutierte zum

Weissen und prangt seit 1924 11 Meter gross an unserem Kirchturm. Aus Schwarz mach Weiss. Die Bewohner der römischen Provinz Mauretanien wurden als «Mohren» bezeichnet. Der «Mohr» stand für die Schwarzen gemeinhin, ein klassisches pars pro toto. Die Ableitungen wie Maurus oder Moritz fühlen sich definitiv weiss an, da ist kein Fleckchen schwarz mehr erkennbar. Da sind wir Innerrhoder ganz Schweizer.

Kolonialwaren gab es in Innerrhoden lange bevor Migros und Coop sich bei uns niederliessen. Die Verpackungen der Kolonialwaren bei «Konsum Kellers» waren nicht über jeden Zweifel erhaben. Aus heutiger Sicht waren einige politisch unkorrekt.

Daran hat sich wenig geändert. Bis heute kaufen wir mehr oder weniger gedankenlos Waren ein, die andernorts viel Leid, Ausbeutung und Zerstörung bewirken oder gar ganze Existenzgrundlagen vernichten. Palmölplantagen treffen die Bewohner des Regenwaldes ganz unmittelbar und existenziell. Die seltenen Erden werden von Kindern in einer Art von Sklavenarbeit geschürft, ebenso wie Gold. Unser Konsum und unsere Kommunikationsmittel sind nicht folgenlos.

Im schnelllebigen digitalen Zeitalter neigen wir nicht nur dazu, an zwei oder mehr Orten gleichzeitig präsent zu sein. Wir neigen auch dazu, hypersensibel auf Reizwörter zu reagieren. Politische Korrektheit ist heute im Trend. Das führt dazu, vom «M-Wort» zu sprechen, um den «Mohr» nicht mehr in den Mund zu nehmen. Das zeugt zwar vom Bemühen um sprachliche Korrektheit verdeutlicht aber gleichzeitig den schmalen Grat zwischen der als rassistisch und demütigend empfundenen Sprachverwendung und der Absicht des Sprechers. Deshalb wird die Definition gleich mitgeliefert. Das «M-Wort» beinhaltet offenbar ein definiertes Bild eines Schwarzen: er ist gefährlich, wild, ungläubig und bedrohlich. Weil dem so ist, so die Logik, muss das «M-Wort» verboten werden. Mit dem Verbot verschwindet das Mitgedachte aber nicht aus der Welt.

Kollektives Erbe: «Was du ererbt von deinen Vätern, erwirb es, um es zu besitzen.», sagt Faust in Goethes Glanzwerk. Das heisst: nur was man tatsächlich nutzt, ist wertvoll. Kulturgut muss gepflegt werden, muss für die Gegenwart und die Zukunft erschlossen werden. Nur wenn es Verwendung findet, verstaubt es nicht. Folglich: Änderung, ist das Schlüsselwort, denn nur was sich ändert, bleibt sich treu.

Ausbeutung geschieht aus ganz unterschiedlichen Motiven. Zuweilen auch gedankenlos. Der Not gehorchend und wegen fehlenden Arbeitsplätzen in der Heimat haben viele Junge das Land verlassen müssen, sei es als Hüterbuben oder auch als Söldner. Der Solddienst brachte Geld ins Land. Da war zunächst einmal das Handgeld, das den Eltern zurückgelassen werden konnte. Danach gab es Sold und in den frühen Jahren auch Anteil an der Beute, wenn man auf der siegreichen Seite stand. Wer so bereichert und unverletzt heimkehren konnte, war zuhause wieder gern gesehen, denn er hatte meist ausgesorgt. War das aber nicht der Fall, war der Söldner übel dran. Arbeit gab es für Krüppel erst recht keine. Und wer Pech hatte, fiel Seeräubern in die Finger und wurde versklavt. In diesen Tagen erscheint dazu ein Buch.

Der Staat hat von den Solddiensten profitiert. Für die Bewilligung Söldner werben zu dürfen, musste bezahlt werden. Pensionen, Offiziersstellen und Beschäftigung waren die unmittelbaren Vorteile, die der Staat aus der Reisläuferei zog. Noch heute wird im Ring alljährlich geschworen, «*von keinem Fürsten noch Herrn keine besondere Pension, Schenkungen, Miet oder Gaben nehmen (zu) wollen, es sei denn in den Landsäckel».* Erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts verringerte sich der Anteil der Pensionen an den Staatseinnahmen und mit ihr die Bedeutung des Solddienstes für die öffentlichen Finanzen.

Am Fusse des Säntis wurde Baumwolle zu Stoffen verarbeitet. Diese Baumwolle wurde unter weisser Herrschaft von Sklavinnen und Sklaven in der Gegend der heutigen Sierra Leone, Guinea, Ghana, der Elfenbeinküste, Nigeria und Kamerun geerntet. Die Weber und die Stickerinnen haben sie nur veredelt.

Unter Kolonialismus verstehen wir Strukturen, die auf einem Machtgefälle und Ausbeutung beruhen. Die politischen, wirtschaftlichen oder kulturellen Aspekte und Bereiche können gleichermassen davon betroffen sein. Wissen wir unter welchen Umständen die Rohstoffe für unsere Luxusgüter und unsere Annehmlichkeiten zustande kommen? Wollen wir es wissen? Die Installation will, dass wir uns damit auseinandersetzen. Sie fragt nicht nur, welche kolonialen Weltbilder und Denkmuster früher in der Schweiz ausgeprägt wurden, sie stellt uns die viel lästigere Frage, was von diesen Prägungen heute noch vorhanden ist. Wenn die Installation dazu beitragen kann, das Unbewusste wieder ins Bewusstsein zu holen, dann ist sie wichtig und Not-wendend!

Von Traditionsbewussten wird erwartet, dass sie ein gutes Gedächtnis haben. Von Traditionsbewussten wird erwartet, dass sie sich exakt erinnern. Sätze wie: Weder ich, noch meine Eltern oder Grosseltern haben je Sklaven gehalten, sind zwar wahr und decken doch nicht die ganze Wahrheit ab.

Sich auf die Suche nach der ganzen Wahrheit zu machen, dazu ruft uns Frau Rageth mit ihrer Installation auf. Mit den Gedanken der Besucherinnen und Besucher sollen Vielfalt und Facettenreichtum wachsen.

Die Wahrheit hat immer viele Facetten, sie ist niemals schwarz oder weiss! Von Traditionsbewussten erwarte ich Offenheit gegenüber den dunklen Stellen in der eigenen Geschichte und in der gelebten Gegenwart. Gerade Traditionsbewusste müssen das leisten!

*Appenzell, 10. März 2023*
*Erich Fässler*